

# Wir brauchen mehr geschlossene Wände

Autor(en): **Beckel, Inge**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **94 (2019)**

Heft 11: **Neubau**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-867806>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Wir brauchen mehr geschlossene Wände

Von Inge Beckel

Schlägt man im Duden den Begriff Behaglichkeit nach, steht er in einer Reihe mit Gemütlichkeit, Atmosphäre oder Komfort. Etymologisch wird er mit «gefallen» oder «angenehm sein» umschrieben. Wörtlich steckt «Hag» drin, also Umfassung, Umzäunung, Einfriedung. Weiter heisst es im Duden, es handle sich um einen gehobenen Begriff. Vielleicht deswegen, weil er heute nicht gebräuchlich ist. Im Bereich der Architektur liest man selten von Behaglichkeit. Denken wir an die oft durchgehenden raumhohen Befensterungen heutiger Wohnneubauten, steht diesen Behaglichkeit irgendwie entgegen. Zu gross sind die Öffnungen, zu klein die geschlossenen Wandanteile. Der gefühlte Schutz fehlt.

Blenden wir gute 100 Jahre zurück. In Zeiten anhaltender Industrialisierung und schnellen Wachstums der Metropolen hinkte die Bauproduktion der Nachfrage hinterher. Tausende in die Städte ziehende Arbeiter und Arbeiterinnen suchten eine Bleibe – und fanden diese oft in prekären Verhältnissen: kleine Zimmer, die oftmals über Monate kein einziger Sonnenstrahl erreichte. Die Räume lagen teilweise im Tiefparterre und waren feucht und schlecht durchlüftet. Hygienische Einrichtungen fehlten oder waren katastrophal. Es stank. Derart enge und miefige Zimmer gaben in der Regel keinen Blick ins Grüne frei, kein Baum war zu sehen. Möglicherweise verirrte sich nicht einmal ein Spatz in eine solch lebensfeindliche Gasse.

Der Drang moderner Architekten, Mauern niederzureissen und Fenster zu öffnen, war verständlich. Der Wunsch, Häuser voneinander zu trennen und auf grünen Wiesen zu planen, nachvollziehbar. Die Idee, Bauten auf Stützen zu stellen, einleuchtend. So konnte Ordnung ins Chaos der überfüllten, krank machenden, nach 1918 zudem oftmals kriegszerstörten Städte gebracht werden. Gleichzeitig hatte die Technik Fortschritte erzielt, mussten doch die vergrösserten Fensterspannweiten statisch gemastert werden. So baute Bruno Taut beispielsweise 1925 die Hufeisensiedlung ausserhalb Berlins, der Werkbund liess 1927 auf dem Weissenhof bei Stuttgart eine Mustersiedlung errichten, Le Corbusier 1928 bei Paris die auf *pilotis* schwebende Villa Savoye.

Heute schreiben wir 2019. Die Zeiten haben sich geändert. Unsere Wohnungen sind hell, oft befenstert vom Boden bis zur Decke. Sie sind

gross – schliesslich brauchen wir heute ein Vielfaches an Wohnfläche im Vergleich zu unseren Vorfahren. Sanitäreinrichtungen sind reichlich vorhanden. Kontrollierte Lüftungen inklusive. Ein Blick ins Grüne ist meist garantiert: sei es in die weite Landschaft, auf einen Baum oder auf die eigene mit Töpfen bestückte Terrasse. Doch fehlt heute vermehrt etwas anderes: Behaglichkeit. Gemütlichkeit. Im Duden findet sich in der eingangs erwähnten Reihe zudem das Wort «Hygge». Die Hygge, heisst es dort, sei ein aus dem Dänischen und dem Norwegischen übernommener Begriff.

Im Norden sind in der Winterjahreshälfte die hellen Stunden gezählt. Skandinavieren und Skandinavier richten sich zu Hause wohlig ein. Ziehen Vorhänge, bestücken Wohnräume mit Kissen und Decken, stellen Lichter und Kerzen auf. Es ist nicht der Blick ins Weite, der den Tag bestimmt, sondern der Fokus auf Nähe. Anvisiert wird eine warme Tasse Tee, ein spannendes Buch, ein Kaminfeuer. Wichtig sind Atmosphäre oder Hygge, Zuhause. Es geht ums Sich-geborgen-Fühlen, um Schutz, Privatheit. In dieser Hinsicht sind aber rundum verglaste Wohnungen ungeeignet – nachts laden die schwarzen Flächen der Glaswände kaum zu Gemütlichkeit ein. Es fehlt an Schutz, an Behaglichkeit. Wie also lautet das Fazit? Wir brauchen mehr geschlossene Wände!

Das Ziel muss ein ausgewogenes Verhältnis von Licht und Luft einlassenden Fenstern und Ruhe und Privatheit garantierenden geschlossenen Wänden sein. Geschlossene Wandanteile haben einen weiteren, gar finanziellen Vorteil: Stellen wir uns vor, das Nachbarhaus stehe mit minimalem Grenzabstand unserem gegenüber. Bei Vollverglasung können einem die Nachbarn gefühlt sehr nahe kommen. Um uns ungestört zu fühlen, ziehen wir uns womöglich ins Rauminnere zurück. Um die gefühlte Distanz zu den Nachbarn zu vergrössern, legen wir Bodenfläche – gebaute Quadratmeter – zwischen unseren Aufenthaltsort und die Gassenwand. Ist jedoch die Aussenwand geschlossen und damit nicht einsehbar, können wir unmittelbar hinter der Wand sitzen – und fühlen uns unbeobachtet: behaglich. ■

«Im Bereich der Architektur liest man selten von Behaglichkeit.»



Bild: zVg.

**Inge Beckel** hat an der ETH Zürich Architektur studiert, den MAZ-Fachpresserkurs besucht und an der ETH zu Standard und Differenz in Architektur und Städtebau dissertiert. Sie arbeitete unter anderem beim Hochbaudepartement der Stadt Zürich und als leitende Redaktorin der Zeitschrift «TEC21». Heute ist sie als freischaffende Architekturpublizistin, Kritikerin und Beraterin tätig. Ihre thematischen Schwerpunkte sind die Nutzerinnen und Nutzer von Bauten sowie die Frauenforschung, etwa die Saffa 1958 ([www.ingebeckel.ch](http://www.ingebeckel.ch)).